

Unsere Heimat

Herausgegeben von Gustav Kleibele

Ein Eisenbahnjubiläum.

Die Leipzig—Dresdener Eisenbahn ist 100 Jahre alt.

Vor 100 Jahren, am 3. April 1839, fuhr zum ersten Male ein Eisenbahnzug auf zusammenhängender Strecke von Leipzig nach Dresden. Die sächsische Regierung hatte bereits am 6. Mai 1835 die Bildung einer Aktiengesellschaft mit der Bezeichnung „Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie“ verfügt. Die für das Bauvorhaben vorgesehene Summe von 2 Millionen Talern erwies sich als zu niedrig, so daß später die Bau Summe auf 4,5 Millionen Taler erhöht werden mußte. Dieses Kapital wurde in Aktien von je 100 Talern aufgelegt, die innerhalb 2 Tagen gezeichnet wurden. Der Gesellschaft wurde vorgeschrieben, daß das Fahrgeld der 1. Wagenklasse die Sätze des Personengeldes in den kgl. Sächsischen Eilposten nicht übersteigen und in der 2. Klasse nie mehr als das Personengeld in den gewöhnlichen Fahrposten betragen dürfe. Auch mußte die Gesellschaft der kgl. Sächsischen Postanstalt das Mitbeförderungsrecht von Briefen und Fahrpostgegenständen einräumen.

Der erste Spatenstich erfolgte am 1. März 1836. Hauptmann Kunz, ein erfahrener Techniker, leitete den Bau, der auf zwei Jahre festgesetzt war.

Die erste Lokomotive mit dem Namen „Komet“ wurde für 27 660 Mark in England erworben und traf Ende November 1836, in 15 Kisten verpackt, in Leipzig ein. Sie wurde auf Böcke gesetzt und geheizt, um die Bewegungen zu zeigen. So wurde das Wunderwerk der Bevölkerung erst einmal gegen Geld vorgeführt. Eine zweite Maschine, der „Blitz“, folgte bald. Auch der erste Lokomotivführer, ein Engländer, war von der Gesellschaft für einen Wochenlohn von 60 Mark verpflichtet worden und noch vor dem „Kometen“ in Leipzig eingetroffen.

Eine kleine Strecke der Bahn bis zu dem Dorfe Altthen wurde bereits im April 1837 erstmalig befahren. Eine ungeheure Zahl Schaulustiger hatte sich am Bahnkörper eingefunden und grüßte mit dem zur Ordnung eingesetzten Militär den Zug.

Mit dem Bau der Elbbrücke bei Riesa mit 11 steinernen Pfeilern war bereits 1836 begonnen worden. Der Tunnel bei Oberau, der heute beseitigt ist, wurde rein bergmännisch durch Freiburger Bergleute von vier niedergehenden Schächten aus in Angriff genommen. Am 19. Juli 1838 wurde auch die erste Strecke von Dresden aus bis zur Haltestelle „Weintraube“ unter großer Teilnahme der Dresdener Bevölkerung eröffnet.

Am 7. April 1839 konnte endlich die ganze Bahnstrecke mit drei Festzügen, von der Lokomotive R. Stephenson gezogen, eingeweiht werden. Die Fahrt erfolgte unter Musik und Kanonenschlägen von Leipzig aus um 2 Uhr nachmittags. Der erste Zug kam gegen 6 Uhr in Dresden an. Am 8. April 1/8 Uhr morgens fuhr der Zug von Dresden nach Leipzig zurück.

Der regelmäßige zwischen Leipzig und Dresden eingerichtete Verkehr wurde am 9. April 1839 mit einem Wagenpark von 16 vier- und sechsrädrigen Lokomotiven, 14 Wagen erster Klasse, 26 Wagen zweiter Klasse, 47 Wagen dritter Klasse und 47 Güterwagen eröffnet. Die Wagen dritter Klasse waren damals ganz offen. Die zweite Klasse wies zwar eine Bedachung auf, doch waren

die Räume sehr zugig, da die Seitenwände nur aus Leinwand bestanden, die zum Auf- und Niederziehen eingerichtet war. Die erste Klasse war dagegen so gebaut wie unsere heutigen Personenwagen, nur nicht so bequem eingerichtet. Nach dem Fahrplan fuhren täglich je zwei Züge von Leipzig nach Dresden und zurück, die vier Stunden Fahrzeit benötigten. Die Fahrpreise waren noch verhältnismäßig hoch. Sie betragen auf dieser Strecke für die erste Klasse 3 Taler, für die zweite 2 Taler und für die dritte Klasse 1 Taler 6 Groschen. Gegenüber der langsamen und äußerst unbequemen Extrapost war die Eisenbahn damals ein ungeheurer Fortschritt. Wer z. B. vor dem Bau der sächsischen Eisenbahnen von Görlitz nach Leipzig reisen wollte und Görlitz um 8 Uhr früh verließ, kam erst nachmittags 5 Uhr in Bautzen an und war nachts 12 Uhr in Dresden. Etwa eine Stunde später ging es weiter. Um 5 Uhr früh fuhr man über die Meißner Elbbrücke, um 10 Uhr war der Postreisende in Stauchwitz, um 5 Uhr nachmittags in Wurzen und um 8 Uhr abends endlich in Leipzig. Der Postreisende war also von Görlitz bis Leipzig volle 36 Stunden unterwegs. Heute braucht der D-Zug von Görlitz bis Leipzig reichlich 3 Stunden.

Oberlausitzer Quertöpfe.

Oberlausitzer Geschichte von Hermann Klippel.

Alte Leute aus der Heimat, die die Dinge aus ihrer Jugendzeit wissen, haben mir oft diese Geschichte erzählt:

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam das Eisenbahnsieber in die Oberlausitz. Nachdem im Jahre 1846 das Dampfrohr bis Bautzen und später bis Löbau und Görlitz vorgedrungen war, begannen auch die näher an der Grenze liegenden gewerbesleißigen Ortschaften immer stärker nach dem neuen Verkehrsmittel zu verlangen. Sie erkannten mit weitem Blick, daß der Schienenweg ihnen und ihren Waren, vor allem den Textil-erzeugnissen, bessere Verbindungen in die Welt und den Ortschaften selber neuen Auftrieb geben würde. So entwickelten sich in den sechziger und siebziger Jahren rasch die Strecken Löbau—Ebersbach (1873) und Ebersbach—Neugersdorf—Seiffenhersdorf (1874). Von Ebersbach sollte die Linie westwärts über Sohland und Neukirch nach Bischofswerda verlaufen und Anschluß an die große Strecke Görlitz—Dresden finden.

In jener Zeit saß eines Tages der sächsische Staatsminister Hermann von Rostitz-Wallwitz auf Sohland in seinem Arbeitszimmer und war mißvergnügt. Die Sache der neuen Eisenbahnen lag ihm sehr am Herzen. Doch überall türmten sich Schwierigkeiten auf, vor allem in der Frage der Landankäufe. Zwar waren für die Teilstrecke von Ebersbach nach Sohland alle Hindernisse beseitigt, aber wie es von Sohland nach Neukirch weitergehen sollte, das stand durchaus noch nicht fest. Stirnrunzelnd blickte der Minister auf die Karten und Entwürfe. Es lagen vorläufig zwei Pläne vor. Nach dem einen sollte der Verlauf der Strecke von Sohland über Schirgiswalde und Wilthen nach Neukirch gehen, wobei die vorgesehene Querverbindung von Bautzen nach Schandau in Wilthen auf die große Bahnlinie stoßen und in Niederneukirch nach Sebnitz und Schandau abzweigen sollte. Obwohl die Landankaufsfragen über Schirgiswalde und Wilthen am

leichtesten lösbar waren, gefiel dem Minister der Plan nicht recht. Es mußte in Schirgiswalde eine hohe Brücke quer über den Ort gebaut und weiterhin ein langer Berg-einschnitt in den Fels gesprengt werden. Vor allem aber blieb ein starkes Bevölkerungsgebiet abseits vom Bahnverkehr liegen, ein Nachteil, den der zweite Plan nicht aufwies. Danach sollte die Bahn von Sohland über Wehrsdorf, Steinigtwolmsdorf und Ringenhain nach Neukirch gehen. Immerhin bedeutende Orte mit weitbekannter Leinwanderzeugung wurden hier vom Schienenstrang berührt, wobei die Strecke außerdem dicht an dem bekannten Weberdorfe Weisa vorüberlief. Die Querverbindung von Baugen kam in diesem Falle — ungefähr dem Laufe der Spree entsprechend — über Großpostwitz, Rirschau und Schirgiswalde nach Sohland und darüber hinaus nach Nordböhmen und Sebnitz zustande. Dieser zweite Bau erforderte keinen so riesigen Brückenbau wie in Schirgiswalde. Lediglich Erdauffschüttungen und der Durchstich am Steinbergpaß waren notwendig. Da aber in Wehrsdorf die Bahn von der Südseite des Ortes her an den Berg geführt werden sollte, waren die Durchbruchsarbeiten nicht schwieriger als zwischen Schirgiswalde und Wilthen. Das Wichtigste aber war, daß die Orte Wehrsdorf, Steinigtwolmsdorf mit Weisa, Ringenhain und dann Rirschau mit Callenberg Bahnverbindung erhielten, während nur das Bauerndorf Wilthen ohne Bahnhof blieb. Die Wilthener aber konnten in einer halben Stunde bequem die Bahn in Rirschau und nach Westen hin zwar auf weiterem aber berglosem Wege die Station Neukirch erreichen. Und wenn der Staatsminister noch berücksichtigte, daß dann der Ort Sohland, in dem er als Majoratsherr saß zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt wurde, so ist es verständlich, daß er aus all diesen Gründen für den zweiten Plan eingetommen war.

Somit hätte man alles gut und schön nennen können, wenn nicht in Wehrsdorf und Steinigtwolmsdorf Hindernisse in Form einiger Querschädel vorhanden gewesen wären. Drei Besitzer wollten um keinen Preis ihre Häuser, in denen sie und ihre Väter geboren waren, wegreißen lassen, obgleich man ihnen an anderer Stelle bessere bauen wollte. Andere waren dagegen, daß ihr bestes Ackerland durchschnitten werden sollte, obgleich auch ihnen gute Entschädigung versprochen war. Die Leute hätten es wohl gern gesehen, daß die neue Bahn durch ihren Ort ging, auf keinen Fall aber wollten sie von ihr ihre Grundstücke berühren lassen. Kein Verhandeln hatte bisher etwas genutzt. Der Granit am Berge ließ sich sprengen, damit der Weg für die Bahn frei wurde, nicht aber diese Granitschädel. Und Enteignungen waren nicht zulässig. So war der Aerger des Staatsministers begreiflich. Er selbst war bereit, reichlich Grund und Boden für den Bahnbau herzugeben. Aber diese kurzlichtigen Dickhädel! Ihnen war es gleich, ob der eigne Heimatort abseits liegen blieb, ob er sich in der Zukunft blühend entwickeln konnte oder nicht. Sie dachten nur an ihre eigene Bequemlichkeit und gefielen sich darin, hier einmal einem Minister ihren trogigen Willen zeigen zu können.

Aber die Bahn würde fahren! Wenn nicht durch Wehrsdorf und Steinigtwolmsdorf, dann durch Wilthen. Noch einmal hatte er alle Entwürfe und Fragen genau geprüft und die störrischen Besitzer für heute in sein Schloß nach Sohland bestellt, damit sie ihm ihren letzten Bescheid sagen sollten.

Als der Diener die Besucher meldete, ging er ihnen in die Vorhalle entgegen. Aus ihren gleichgültigen Mienen konnte er zunächst weder Ablage noch Zustimmung erkennen. Doch die Unterredung wurde sehr kurz. Auf seine Frage hörte er ihr entschlossenes: Nein!

Da schwoll dem Staatsminister die Zornesader. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es durch die geräumige Diele hallte, und er sagte: „Es ist gut! Ihr bekommt überhaupt keine Bahn!“ Dann wandte er sich und ließ die Besucher stehen. Sie waren entlassen.

So haben es damals ein paar engstirnige Oberlausitzer Querköpfe fertiggebracht, das Landschaftsbild und die Entwicklung einer Anzahl großer Dörfer in der Mittellausitz zu beeinflussen. So kam es, daß in Wilthen ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt entstand, den man am 1. September 1877 feierlich einweihte. Die Folge war, daß sich aus dem ehemaligen Bauerndorfe Wilthen ein stattlicher Industrieort entwickelte, der heute schmuck und freundlich am Bogen der Eisenbahn im Tale liegt.

Mundartdichter Richard Wünsche, Taubenheim.

Zu seinem Einakter „De neue Wasserleitung.“

Er ist den meisten Oberlausitzern noch ein Unbekannter. Den Taubenheimern aber und den vielen Rdf.-Urlaubern ist „Wünsche-Richard“ der unermüdete Mittler und Pfleger echten oberlausitzer Volkstums. Er wurde am 15. 6. 1900 in Lautewalde geboren. Seine Eltern siedelten aber bald nach seiner Geburt nach Taubenheim über. Schon als Kind zogen ihn die Berge und die Wälder der Heimat in seinen Bann, und wenn die anderen „Fagelsjungen“ über den Taubenberg wilderten, lag Richard verträumt und besinnlich am Wiesenhang, und zu ihm sprachen die Schätze der Heimat, das Leben des Volkes, die Geschichte der Heimat, das Volkstum in Glaube, Sitte, Brauchtum und Mundartausspruch. Nach der Schulzeit ging er wie viele seiner Kameraden in die Fabrik als Weber. Aber das Gleichmaß der täglichen Arbeit befriedigte seine schöpferischen Anlagen nicht. Als ein echter Sohn der Heimat wurde er nicht wie mancher andere wurzellos, sondern blieb als einfacher Mann des Volkes in tiefstem Herzen und mit selbstloser Liebe der Stimme seines Blutes treu, seinem Volkstum verbunden, bescheiden und zurückhaltend, aber doch segensreich wirkend.

Er beschäftigte sich zunächst mit der Mundartliteratur unserer Oberlausitz und trug bei passenden Gelegenheiten Mundartgedichte und -lieder vor. Bald fanden sich musikliebende, gleichgestimmte Kameraden und Kameradinnen, und es bildete sich ein Singekreis, der als Rdf.-Singegruppe und später als Volkstumsgruppe unsere Rdf.-Urlauber in die Sitten und Gebräuche unseres Dorfes einführte und später auch in öffentlichen Volkstumsabenden wertvolles Heimatgut vermittelte. Die Arbeit seiner Volkstumsgruppe erschöpft sich aber nicht im Einüben und Proben, um öffentlich auftreten zu können, sie ist insbesondere die Pflegstätte und der Born unseres unerschöpflichen oberlausitzer Volkstums. In Sing-, Musik- und Lichtenabenden lebt längst vergessenes Brauchtum wieder auf, wird ausgebaut und betreut.

Durch diese Volkstumsarbeit angeregt, hat Richard Wünsche bereits Proben seines künstlerischen Schaffens gegeben. Seine Lieder, von ihm auch vertont, haben stark lyrischen Einschlag. Durch einen äußeren Eindruck angeregt, lauscht er dem Widerhall in seinem Inneren, und aus diesem Gleichklang von Natur und Seele spinnen sich seine Lieder, die Innerlichkeit, stille Zufriedenheit, aber auch Stolz und Freude an seiner Heimat und seinem Dorfe atmen.

Mit seinem Einakter „De neue Wasserleitung“, der zum letzten Volkstumsabende mit großem Beifall aufgenommen wurde, hat Richard Wünsche sich in dramatischer Form auf die Bühne gewagt. Die äußere Handlung ist bei unserer Betrachtung unwesentlich. Aber die Charaktergestaltung hat Format. Kennt nicht ein jeder von uns so einen kleinen Taubheimer Landwirt mit einem solchen harten, granitnen Schädel, erst mißtrauisch, dann ablehnend, zuletzt halsstarrig und trogig trotz besserer Einsicht, und doch am Ende grundgütig, unter der rauhen Schale einen guten und gesunden Kern verbergend? Da-

zu die übrigen Personen alle aus einem Guß, zwingend in ihren Charaktereigenheiten gezeichnet, humorvoll im Handeln, in Geste und Wort, nichts übertrieben, nichts unwahrscheinlich, alles echt, sprudelnd und erquicklich aus dem Leben gestaltet! Das berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Vivant sequentes! A. H.

Die Bau- und Kunstdenkmäler der sudetendeutschen Stadt Rumburg.

I.

Es dürfte wenigen von den Besuchern, die in der gegenwärtigen Zeit in der schön gelegenen und lebensfrohen Stadt Rumburg auf kürzere oder längere Zeit verweilen, bekannt sein, daß in ihren Mauern auch Bauten und Kunstdenkmäler vorhanden sind, die eine Besichtigung durchaus lohnen und unter ihnen sich eines befindet, das zu den bedeutendsten des nördlichen Sudetengauges gehört.

Als deutsche Stadtgründung gehört Rumburg jedenfalls dem 13. Jahrhundert an, im Jahre 1298 wird es erstmalig urkundlich erwähnt, allem Anschein nach hat es aber damals schon eine ganze Zeit lang bestanden. Im Verlaufe der Jahrhunderte hat es das Schicksal so vieler Oberlausitzer Kleinstädte geteilt, Krieg und Brand haben das Stadtbild vielfach geändert, es ist heute nicht mehr das vor 100 und mehr Jahren. Mit dem Einzug der Industrie hat es gleich den meisten andern Städten unserer Heimat wesentliche Umgestaltungen und Erweiterungen erfahren. Der Fachwerkbau, der einst vorherrschend im Häuserbau der Bürger war, ist zum großen Teil dem Ziegel- und Steinbau gewichen; die den Markt früher umgebenden Lauben sind gefallen oder sind in neuzeitlich veränderter Form erhalten geblieben.

Ein anschauliches Bild von Altrumburg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert bietet uns eine bildliche Darstellung der Stadt aus der Zeit von 1751—1804. Aus ihr ist zunächst ersichtlich, daß Rumburg zu jener Zeit in den meisten seiner Straßen oder besser gesagt Gassen noch keine geschlossene Häuserreihen aufwies. Eine Ausnahmestellung nahm schon damals der Markt ein. Eine „überragende“ Stellung nimmt auf unserem Bilde das im westlichen Stadtteile befindliche Schloß ein. Es ist im Jahre 1726 erbaut worden, nachdem es zwei Jahre vorher eingeeäschert worden war. Es hat sich in dieser Gestalt bis heute erhalten. Seine Höhe ist auf dem Bilde augenscheinlich übertrieben worden. Reizvoll erscheinen auf ihm die vier Türme der Stadt, die beiden Klostertürme, der Turm auf der katholischen Pfarrkirche und der Turm auf dem 1804 einem Brande zum Opfer gefallenem Rathaus. Das 1807 neu errichtete Rathausgebäude entbehrt leider eines Turmes.

Unser Stadtbild ist von Süden her aufgenommen worden, den Hintergrund bildet der Hutberg mit seinem 1725 errichteten Kirchlein. Vom Mandautal ansteigend baut sich die Stadt mit einer großen Anzahl Einzelbauten vor unseren Blicken auf, zwischen den kleinen Fachwerkhäusern beleben baumreiche Gärten das Bild, so daß wir den Eindruck einer neuzeitlichen Gartenstadt nicht von der Hand weisen können. In der Gegenwart zeigt unser Rumburg freilich mit den geschlossenen Häuserreihen seiner Hauptstraßen ein ganz anderes, wir möchten sagen, mehr mittelstädtisches Ortsbild.

Wenn wir nun unser Augenmerk auf den Markt in früherer Zeit lenken, so stehen uns zu seiner baugeschichtlichen Bewertung Ansichten aus den Jahren 1817 und 1847 zur Verfügung. Das erste Bild gestattet uns einen Blick nach der westlichen Marktseite und nach dessen Nord- und Südfront. Das Marktbild von 1847 zeigt uns die Nordseite in ihrer ganzen Länge und Teile der anstoßen-

den Seiten. Beide sicherlich stadthistorisch wertvollen Abbildungen erweisen, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die in unserm heimatlichen Städtebau so charakteristischen Marktlauben zum großen Teil in ihrer alten Form noch vorhanden waren. Auch die teilweise Verwendung des Fachwerkbaues ist noch deutlich zu erkennen.

In einem weiteren Aufsatz soll auf die baukünstlerisch wichtigsten Bauten der Stadt Rumburg hingewiesen werden. Eine besondere Würdigung verdienen in dieser Beziehung die Lorettokapelle und der Kreuzgang im hiesigen Kapuzinerkloster, ferner die Klosterkirche und die Rumburger Stadtkirche. Dem Gebiete bodenständiger Volkskunst gehören sodann auch eine Anzahl Bürgerhäuser, insonderheit deren Türstöcke, an. Auch sie verdienen unsere Beachtung. D. Sch.

Der alte Säger von Niedereinsiedel.

Daß unsere sudetendeutschen Landsleute eine gute musikalische Ader besitzen, ist bekannt. In unseren Tagen haben sich Maria Baudler und Anni Frind aus Nirdorf einen Namen gemacht. Wir kennen sie aus dem Film und dem Rundfunk. Vor etwa hundert Jahren erfüllte die damalige Welt ein Säger mit seinem Ruhm, der aus dem kleinen Dorfe Niedereinsiedel stammte. In den Tagen meiner Kindheit habe ich des öfteren von einem gewaltigen Säger erzählen hören, von dem man Wunderdinge berichtete. Er war der Sohn eines Bauern in Einsiedel, den die Mutter Natur mit einer herrlichen Stimme begabte. Sein Leben ist abenteuerlich gewesen. Daß sein Können in nichts zerrann, hat er sich selber zuzuschreiben.

Im Kirchenbuch zu Niedereinsiedel ist eingetragen, daß am 3. August 1780 dem Bauerngutsbesitzer Josef Siebert ein Sohn geboren wurde, der den Namen Franz August erhielt. Da noch ältere Kinder vorhanden waren, kam er als Erbe nicht in Frage. Von klein auf mußte Franz hinter dem Spulrad sitzen, wie die meisten seiner Altersgenossen. Später erlernte er die Strumpfwirkerei. Schon damals fiel er den Leuten durch seinen herrlichen Bariton auf. Es wurde kaum ein Fest gefeiert, wo nicht der Strumpfwirker seine Lieder zum Besten gab. Der Lohn war freilich kärglich, und seine Eltern gaben gar nichts auf sein „Gesänge“. Nachdem der Bursche ausgelehrt hatte, begab er sich auf die Wanderschaft. Durch seinen Gesang verdiente er sich so manchen Groschen. Der Bariton bildete sich nach und nach zu einem starken, vollklingenden Bass um, der überall Bewunderung erregte. Siebert sang damals Volkslieder, zumeist aus dem Gedächtnis. Seine Wanderschaft brachte ihm für sein Handwerk nicht viel ein. Seine Gedanken waren nur auf den Gesang gerichtet. Als er wieder heimkehrte, konnte er nicht mehr wie vor seiner Ausfahrt.

Siebert sang nach wie vor zu festlichen Anlässen gegen geringes Entgelt. Als er einst zu einer festlichen Gelegenheit in dem fast unbekanntem kleinen Dorfe Ulbersdorf bei Sebnitz auftrat, hörte ihn ein Dresdner. Er war ganz begeistert von der herrlichen Stimme. Ihm ist es wohl zu danken, daß Siebert nach Dresden eingeladen wurde, wo er vor geladenen, kunstverständigen Männern und Frauen sang. Die Begeisterung über Sieberts schöne Stimme war so groß, daß er von da weg an das Hoftheater berufen wurde mit einem Gehalt von 1800 Talern. Nach kurzer Ausbildung trat er in großen Opern auf. In der Zauberflöte und den Puritanern errang er seine größten Erfolge.

Bisher war Siebert ein überaus bescheidener Mann geblieben, der sich einfach kleidete, einfach lebte wie alle seine heimischen Altersgenossen. Sein Geldbeutel zeigte stets Ebbe. Für ihn waren 1800 Taler viel Geld. Seine großen Erfolge brachten es mit sich, daß Siebert viel Geld

verdiente und in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde. Nun legte er die einfachen Sitten ab. Er wandelte sich in einen eleganten Kavaliere, umgab sich mit Prunk und Luxus. Im Jahre 1821 reiste Siebert in einer Karosse nach der Heimat. Er wurde wie ein Fürst empfangen. Seine Landsleute staunten ihn an. Siebert tat ungemein stolz. Er streute das Geld mit vollen Händen aus, aber seine Stimme ließ er nicht mehr hören. In Dresden wurde er nach wie vor gefeiert. Zwei Jahre vor Erfüllung seines Vertrages kündigte er, obwohl er dadurch die Pensionsberechtigung auf 2000 Taler verlor. Siebert brauchte sie nicht mehr! Die Bitten führender Musiker und einflussreicher Verehrer seiner Kunst, in Dresden zu bleiben, lehnte Siebert stolz ab. Der König von Sachsen, ebenfalls ein Verehrer des Künstlers, empfing ihn in einer Audienz und legte ihm ebenfalls nahe, in Dresden zu bleiben. Siebert lehnte wieder ab. Sein Sinn stand nach der Kaiserstadt Wien. Er erhielt auch sofort Anstellung am Hoftheater in Wien.

Hier wurde der Künstler fast noch mehr gefeiert wie in Dresden. Er bezog ein Gehalt von 6000 Gulden, die Nebeneinkommen ungerchnet. Siebert war schon verheiratet, als er nach Dresden ging. In Einsiedel wurde ihm eine Tochter geboren, am 4. Juni 1807. Sie erbe das Talent des Vaters. Er ließ sie in Dresden ausbilden, und sie feierte bald ebensoviele Triumphe wie ihr Vater. Diese Tochter Klara nahm er mit nach Wien. Er zeigte sich gern mit ihr. Sein Stolz wuchs ins Maßlose. Siebert vergeudete viel Geld, er dachte nicht an das Alter. Von seinem Dünkel gibt ein Erlebnis in Karlsbad Zeugnis. Siebert war in dieses Bad gereist und nahm huldvollst die vielen Komplimente der Badegäste entgegen. Die kunstbegeisterten Leute, die sich aus allen Staaten zusammen setzten, baten ihn stürmisch, im dortigen Theater zu singen. Der stolze Künstler lehnte ab, da ihm das Theater nicht fein genug dünkte. Da ging die Primadonna des Theaters auf die Bitten der Leute persönlich zu dem Künstler. Auch ihr lehnte er zunächst ab. Da fiel sie dem Götlichen zu Füßen und bat ihn, die Bitte zu erfüllen. Erst jetzt ließ sich Siebert erweichen. Er sang den Troubadour und wurde natürlich stürmisch gefeiert.

In Wien wurde er des öfteren von hohen Fürstlichkeiten eingeladen. Sogar am kaiserlichen Hofe war er mehrmals als Gast. Siebert unternahm auch Gastspielreisen in viele Länder Europas. Wo er auch hinkam, wurde er bewundert und gefeiert. An den meisten Höfen der Fürsten weilte er als Gast. Ganz eingebildet liebte er zu erzählen, daß ihm die Königin der Niederlande eigenhändig den Tee eingegossen habe.

In seinem maßlosen Stolze bildete er sich ein, daß er am Wiener Hoftheater zurückgesetzt würde, obwohl es erwiesen ist, daß man ihn mit aller Rücksicht behandelte. Wiederum brach er den Kontrakt und verlor dadurch die Pension. Siebert sang der Reihe nach in München, Petersburg, Berlin. In Kopenhagen erhielt er für jedes Auftreten 2000 Gulden. Ueberall knüpfte er Liebesverhältnisse an, die aber alle nur flüchtig waren. Seine Frau war längst gestorben. Hier in Kopenhagen verkehrte er mit einem Fräulein von Flekenstein. Diese Dame reiste mit ihm nach England. Hier ließ sich das Paar von dem bekannten Hufschmied in Gretna-Green auf schottische Weise trauen. Das Eheglück dauerte aber nicht lange. Die junge Frau bündelte mit einem Hausfreunde an und entfloh mit ihm nach Amerika.

Das war der erste Schlag. Doch Siebert lernte nicht für die Zukunft sorgen. Er gab weiterhin viel Geld aus. Aber die Einnahmequellen flossen nicht mehr so reichlich wie früher. Seine Tochter Klara lebte in Petersburg. Sie hatte es bis zur Primadonna gebracht, kümmerte sich aber nicht um den Vater. Es wurde immer einsamer um den Künstler, dessen Stimme nach und nach zurückging. Aber sein Stolz blieb. Da er nicht verstand, sich einzu-

schränken, nahm sein Vermögen in wenigen Jahren ab. Eines Tages nahmen ihm die Gläubiger auch das Letzte ab. Bettelarm wanderte er in abgetragenen Kleidern der Heimat zu. Siebert konnte sich nicht einmal um seinen Sohn, den ihm die zweite Gattin geboren hatte, kümmern. Dieser besaß wie seine Halbschwester musikalisches Talent. Er wurde angesehener Schauspieler und Sänger in Nürnberg. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderte Siebert über die alte Brücke des Sebnitzbaches nach Einsiedel. Sein Bruder erkannte ihn kaum wieder. Die Leute betrachteten den einst so Gefeierten mit Schaudern und wollten es kaum glauben, daß dieser gebeugte Mann der früher so maßlos stolze und reiche Künstler sein sollte.

Sein Bruder gewährte ihm ein Obdach. Mit Mühe und Not konnte er dem Bruder Arbeit verschaffen. Ein Hosenträgerfabrikant gab ihm leichte Arbeit. Siebert nähte wie viele andere arme Leute Schnallen an die Hosenträger. Aber der Verdienst reichte nicht hin, dem Bruder das armelige Stübchen nebst der Kost zu bezahlen. Als er eine alte Geige bekam, ging er auf Kindtaufen und Hochzeitsfeste, um sich durch sein Spiel ein Almosen zu verdienen. Der Gram fraß an dem einst so stolzen Manne. Er wurde bettlägerig. Sein Bruder, auf den er einst von oben herab geblickt hatte, mußte ihn bis zum Tode pflegen. An seine Tochter mochte der stolze Mann nicht schreiben lassen. Sie hatte einen königlichen Kammermusiker geheiratet. Siebert starb am 13. Dezember 1853. Ein schicksalreiches, wechselvolles Leben fand sein Ende. Noch lange erzählte man in den Kottenstuben von dem großen Sänger, seinem Reichtum, seinem Stolze und seinem elenden Ende.

Unsere Wanderede.

Nach dem Rauchberge bei Rumburg.

Vom Bahnhof Neusalza-Spremberg auf dem Wanderwege Baugen—Herrnskretsch (Wegezeichen roter Strich oder roter Bolzenstrich, Spitze gegen Herrnskretsch) durch ausgedehnte Wälder mit lieblichen Rahblicken über die „Drillingsfichte“ (Quarzfichte) zum Jüttelsberg. Hinter der Baude linker Hand sehenswerte alleinstehende Zwillingenfichte. Nun talab nach Königswalde. Auf dem Südhange des Tales ein alter fränkischer Bauernhof, völlig geschlossen, burgähnlich mit gemauertem Toreingang. Das Königswälder Wasser überschreitend, der Markierung weiterhin folgend wieder aufwärts bis zur Haltestelle „Waldeck“. Einige 100 Meter auf der Staatsstraße Schludenau—Rumburg rechts im Talhange das Gasthaus „Zum Glöckel“, das wegen seiner Bauweise, einer alten Frankenspitze, sehenswert ist. Nun von der Staatsstraße dem roten Striche nach rechts ab auf einem Höhenrücken durch Wald und Wiesen nach Althehrenberg. Hier überschreiten wir die Mandau und wandern die Staatsstraße aufwärts fast bis zur Kirche. Linker Hand grüßt bereits der Rauchberg zu uns herüber. Nun links dem grünen Dreieck (Wanderweg Sohland a. d. Spree—Haida) nach zum Rauchberg mit seinem Basaltdeckenerguß über 450 Meter. Am Fuße des Gipfels die Gebirgsvereinschenke, von ihr nach Norden prachtvolle Aussicht nach dem Jüttelsberg, Schießberg, Huhberg, Schlechteberg und ostwärts nach dem Kottmar. In der Gebirgsvereinschenke Schlüssel zum Rauchbergturme. Auf dem Wanderwege Rumburg—Schweizerkrone (Wegezeichen grüner Strich) über den Forellenbach, am Sanatorium Frankenstein vorbei, nach Rumburg. Sehenswürdigkeiten: Kapuzinerkloster, im Klosterhofe die Lorettokapelle, die Klosterkirche, der Kreuzgang; das alte Liechtensteinsche Schloß, die Stadtkirche, das Rathaus, auf dem Marktplatz die Pestsäule, an die Pestzeit von 1680/81 erinnernd. Nun zum Bahnhof, entweder über Schludenau, Harrachsthal (Glöckel), Försterei nach Laubenheim oder nach Ebersbach. Eine Wanderung von 4 bis 5 Stunden ohne Besichtigung Rumburgs.